

Es hat nicht sollen sein.

John Ritsch Esq. zeigt ungeheure Standhaftigkeit. — Woburd sein guter Voratz zu nichte kam. — Die Frau trug die Schuld.

Mister Editer! Wie segt doch der Dichter in dem schönen Lied von dem Stabstropfer? „Wüßte ich, daß ich ein Dichter wäre, so wär' ich schon gestorben, an dem es hat nicht sein solle.“



Ich sag ich zu der Miti: „Weißt Du was Neues, Miti?“ — „Des werd schon wieder e schöne Schweinerei sei, wo Dir Dei Saufrüder verzählt hatwore, dann was Geschicktes lernst Du von dem im Lebe nit.“

„So?“ sag ich. „Zeh baß emol uff, Miti, und verschred nit! Des Neueste is, daß ich von morgte a — wenigstens emol drei Monat lang, vielleicht awer for gut.“

Die Miti hot e fürchterliches Hohn-gelächter angeschlage, awer ich hen mich nit irte mache losse. Nämlich, Mister Editer, wann ich Mir emol was vornem, da süßr ich's doch. So bin ich emol. Da brauch ich die Weisheit zu seine un sei Scham abzu-legen un sei Ehrenwort druff ze gewone un gar nit. Wann ich Mir's vor-nehmen — des genügt plenty.

Das Gesicht hätte Sie sehr tolle, wo der Tschalli gemacht hot un de Pelz-lappe — Willy un der dörre Quetsche-hannes un der Schambettist un der Knödelsepp, wo natürlich schon wieder kein Weinlaufe (trinte kann mer des werklisch nit lalle, Mister Editer) war'n, hatwore die Mäuler uffgesperri!

Ich hen mich awer nit irr mache losse un hen Mei Wasser getrunke. „Nacht Ihr nor so for!“ hen ich ge-sagt zu der Miti. „Ihr werdt' ichum sehe, wo des hüßlert.“ Dann sein ich heim zum Esse. Es is e tolosolle Satisfaktion, wo Einem des geht, Mister Editer, wann mer so e feste Willenskraft hot un so charakterfest is. Noch nit emol e Konjäckche zum Appeti-treize hen ich getrunke. Un nach'm Esse hen ich Coffie getrunke — aach mitaus Konjäckche. Dann hen ich e Spagiergang gemacht, ganz mitaus ohne ergendwo eizelehre. Warum dann? Es ist doch nit notwendig, daß mer alle Tagebild emol in's Wertshaus laaft. Is es? Sie sollte des aach nit thun, Mister Editer!

Also un halb 5 Uhr kimm ich heim. Ich sein in die Küche un hen das Mädchen gefragt, ob sie tochenes Was-ser hält. Des, des Wasser im Thee-kessel hot geboilt. „Dann mache Sie Mir en Kop Thee un bringe Mir'n enuff in die Leibritz. Yes, Thee hanwore ich gegogt. Sie dumme Gans! Was brauche Sie dann des Maul-öffesperre un mich so dumm anzu-gude.“

Ich sein enuff in's Leibritzimmer un hen mich gemüthlich higeste un des Mädche hot Mir Mein Thee ge-tracht — es war wunderlich. Ich hen grad in dem Zoning-Päper, wo ich Mir mitgebracht hen, e Etim gelese, daß die Gistmörderers so immerhand nemme thäen, un dann hen ich die erste Schuld von Mein Thee getrunke. — „Hep, Würder, Poisson, zu Hüße, ich sein poissent, schnell Whistley als Ge-geßit!“ so hen ich getrische un bin im Zimmer erumgeschumpit. Die Miti un des Mädche sein getimme un hatwore mer e Glas voll Whistley gezeiwere, dann is mer e Bihle besser geworen. Die Miti hot dun dem Thee e Bihle ver-sacht un des Mädche aach un se hatwore zugewore müsse, daß was der Wäiter war mit dem Getränk.

Die Miti hot sich uff emol vor de Rapp geschlage un hot dann des Mäd-chen gefragt: „Sie hatwore doch nit des Wasser aus dem Theekessel genumme?“ — „Saur, segt des Mädchen. Un jeh is Alles erausgetimme.“

Die Miti hot nämlich die Häbit, sich immer aus dem Päper die Hüsmittel wie for Jüssen Handtschuhreine un so Sache erauszuschneide. Da hot sie aach was gefunne, daß der Kesselstei, wo sich im Theekessel ofset, aufgelöst wern kann, bei Soda in's Wasser ze schmeiße. Gestern Nachmittag is sie in die Küche getimme un da is ihr die Sache von dem Kesselstei eingefalle un sie hot e Paar Händ voll Wasching-Soda in de Kessel geschmeiße un hot vergesse, es dem Mädche ze sage. Un da derwo is die Thee gemacht woren.

Mei Temperenzvoratz war'n of curse gespoilt. Dann ich hen nach dem Whistley als Gegeßit noch e Bat-tel Bier getrunke, un en annerer Ge-schmack ze krieger. Un morgte wieder von vorn anfang mit der Abgewöh-nung? Des wär zu viel verlangt, Mister Editer; des wern Sie selwer eisehe.

Awore is es nit, um die Kränk ze krieger, wann e Mann so gut sei will un Alles thut, un es geht dann so?

Ihne des Nämliche wiinschend Mit Rigards Yours John Ritsch Esq.

Ein General, der Wäsche besorgt.

Als Brigadegeneral Funktion mit seinem Kommando im Lager vor Manila lag, fragte ein eben von den Weststaaten angelommener Rekrut einen älteren Soldaten namens Willi Brown, wo er seine Wäsche gewaschen bekommen konnte.

„Sieht du die Felte dort drüben?“ antwortete der Befragte. „Geh nur dorthin und erkundige dich nach Fun-cton. Er ist ein mürrischer kleiner Kerl, aber wenn du ihm gut zuredest, wird er Dir schon behilflich sein.“

Der Rekrut that wie ihm gezeihen. Er entbedte General Funktion vor seinem Zelte auf und ab wandernd, mit einem Paar abgetragener Reitstiefen und einem blauen Flanelhemde bekleidet.

„Wo finde ich Functon?“ fragte der Rekrut.

„Functon? Weß, das bin ich!“ „Ich möchte gern einige Wäsche gewaschen haben.“

„Was? Wer hat dich hergeschickt?“ „Willi Brown dort drüben beim 4ten Kavallerieregiment.“

„Unteroffizier der Wache!“ rief General Funktion und warte sich, als der Geronene eilfältig erschien, an den Rekruten. „Hier, mein Sohn, geh mit dem Korporal und zeige ihm Willi Brown, wo daß er ihn hierher bringen kann. Und du kommst mit ihm und bringst deine ganze schmutzige Wäsche mit. Verstanden?“

Bald war Willi Brown und mit ihm ein Bündel Hemden, Unterzeug, Strümpfe etc. zur Stelle. „Hast du den da hierher geschickt, daß er sich von mir seine Wäsche waschen lassen solle?“

„Ja, General. Es war aber nur ein Scherz von mir!“

„Ein Scherz, so! Gut! Ich liebe auch zuweilen einen Scherz, und wir wollen diesen mal durchführen. — Ge, Korporal!“

„Zu Befehl, General!“ „Führt den Willi Brown unten zum Fluße und laßt ihn diese Wäsche im Bündel sorgsam waschen und sie dann dem Eigenthümer zurückgeben. Seht zu, daß er seine Sache gut macht. Und — Korporal — da fällt mir ein, wenn Ihr selbst oder Eure Freunde etwa schmutzige Wäsche habt, kann der Brown sie ja gleich mitwaschen!“

„Zu Befehl, General! Ich glaube, ich kann ihn für einige Zeit beschäfti-gen!“

Willi Brown zog kleinlaut mit dem Korporal ab, und General Funktion nahm, augenscheinlich höchst befriedigt, seine Wanderung wieder auf.

Gegenseitige Überraschung.

Schimpfend über die schlechten Zeiten und fröstelnd gehen die Einpän-nerkutscher auf ihrem Standplatz hin und her. Da kommen zwei dralle Dienstmädel im Mastentostium, leichte Mantelchen um die Schultern gewor-ven. Eilfertig öffnet der erste Kutscher den Schlag seines Wagens. „Aber, Schagerin, werd's do net z' Fuß auf'n Ball geh'n. Steigt nur ein!“ „Wohin denn?“ — „Zum schwarzen Adler!“ Die Mädeln setzen sich sichernd an und nehmen dann im Wagen Platz. Der Wagen setzt sich in Bewegung. Nach halbständiger Fahrt meint eines der Mädeln bang: „Du, Grete, am End' müssen wir was zahlen? Wir haben doch kein Geld!“ — „Ach wo — er wird doch nicht!“ entgegnet diese, öffnet ein wenig die Wagenthüre und ruft: „Sie, Kutscher, wir haben aber kein Geld!“ Dem Kutscher verschlägt es die Stimme vor Ueberraschung. Dann fährt er stuchend durch Nebengassen auf seinen Standplatz zurück, wo er den Mädeln galant den Wagenschlag öff-net. Diese steigen aus und sind höch-lich überrascht, sich da zu finden, — wo sie eingestiegen sind.

Som Exerzierplatz. Reutnant (als ein Soldat vom Pferd in's Ohr gebissen wird): „Geh'n Sie, das roth das Heu in Ihrem Napf!“

Der erste und zweite Bock.

Eine Jagdgeschichte von J. Herrmannsdorfer.

Es mochte acht Uhr Abends sein, als der Privatier Obermaier langsam pür-schend, das Gemehr unter dem Arm, auf einem schmalen, abgelegenen Jä-gerpfad sich auf den Anstand begab.

Überall war große Stille und der kühle Bergwind strich von den nahen Felsfelsen über den Anstand.

Obermaier athmete mit Entzücken die herrliche Luft ein, prüfte links und rechts das Gebüsch und erblickte nach kurzer Wanderung bald einen Rehwedfel. Herbe oder nie, war die Lo-sung.

Er mußte ihn heute abfangen, den Bock, der ihn schon seit geraumer Zeit zum Narren hielt. Leider war der Wechsel in der Nähe der Jagdgrenze, und schon einigemal hätte Obermaier den kapitalen Pürschersitz schätzen können, wäre nicht derselbe, in unmittel-barer Nähe allerdings, aber doch jenseits der Jagdgebiete gestanden.

Obermaier machte sich so seine eigen-ten Gedanken heute; er mußte be-stimmen, daß er heute ganz allein außen vor dem Hof und anderen allerhöchsten Herrschaften gespielt hatten. In großer Zahl war das Publikum erschienen, um des, wie man versicherte, seltenen musikalischen Genusses theilhaftig zu werden. Mr. Daine Barrington, einen zur Zeit einflußreichen, als besonderen Günstling des Königs bekannten Eng-länder, führte noch ein anderes Motiv in die Nähe der Ränstler. Er war der Ansicht, das als Anabe erscheinende Kind, dem die Hauptbewunderung galt, da es mit geradezu bewundernswürdiger Meisterschaft die Geige handhabte und dessen Alter auf acht Jahre angegeben war, sei in Wirklich-keit ein Mädchen und etwöchlich älter.

Dieser Verdacht harntändig festhalten, war Mr. Daine hohe Beiden eingegan-gen. Nun galt es, den Betrug zu ent-decken.

Unter stürmischem Beifall betraten die jungen Virtuosen die Estrade: Ein reizendes Mädchen von ungefähr zehn Jahren, bescheiden mit niedergeschla-genen Augen, in welchem gestidten Kleidchen, geleitet von einem älteren Herren, macht eine wohlgeschulte Ver-beugung und setzt sich an das Klavier.

Darauf allein, ohne je Fährung, ein kleines, nach allen Regeln der her-schenden Mode frisiertes, gepudertes Herchen. Lächelnd grüßt der Anabe die Menge, und das Konzert beginnt mit einer von dem Kinde selbst kom-pozierten Sonate.

Der Erfolg des Abends übertraf alle Erwartungen. Auch die Künstler waren beglückt und befriedigt, voller Freude sielen Vater und Kinder ein-ander in die Arme. Da tritt der wüß-beigieriger Mr. Daine zu der Gruppe.

„Ich möchte Sie wohl etwas fragen“, wendet er sich an den Vater. „Ganz zu Euren Diensten“, erwi-derte dieser.

„Nun, dann grad' heraus“, die Ge-rosenen des Fragestellers waren mit-terweile auch hinzugegetreten, „trägt der Anabe wirklich Kleider, die seinem Geschlechte entsprechen?“

„Aber natürlich!“ beeilte sich der Ge-tragte zu erwidern. „Und ich glaube das Gegenheil, nämlich, daß es ein verteidetes Mäd-chen ist.“

„Euer Gnaden täuschen sich. Wel-ches Interesse sollte ich auch haben?“ „Dasjenige, es so jünger erscheinen zu lassen und dadurch das Wunder seiner Leistungen zu erhöhen.“

Der deutsche Musiker — denn ein solcher war der Vater des Wunder-kinde — begann unwillig zu werden. „Was ich Euer Gnaden gefagt habe, ist die lauterer Wahrheit; übrigens, wir haben Empfehlungen: Der Erz-bischof —“

„Der Erzbischof kann sich ebenfalle täuschen —“

„Das soll heißen, ich hätte ihn ge-täuscht! — Aber dann wäre ich ja ein Betrüger.“

„D nein“, meinte Mr. Daine be-gütigend, so etwas ist noch kein Betrug, das ist nur — Geschicklichkeit. — Ich habe hoch gewettet, und es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie mir den Tauschpreis des Kindes verschaffen. Eine Anfrage in München, die ich kürzlich absandte, ist noch unbeant-wortet geblieben.“

„So halten Sie mich also für einen Abenteuerer“, brauste der ganz aus der Fassung gebrachte Musiker unwillig auf; vielleicht würde er noch mehr ge-sagt haben, wäre nicht ein Heubild mit der gerade aus München eingetroffe-nen Antwort erschienen.

Schnell überflog Mr. Daine den Inhalt und wandte sich bald darauf, indem er das Papier zusammengeballt beiseite warf, an seine Begleiter mit den Worten: „Meine Herren, ich habe die Wette verloren; wenn Sie mir fol-gen wollen, werde ich mich meiner Ver-pflichtungen Ihnen gegenüber sogleich entledigen.“ und zu dem Vater: „Ich bin erkaunt, — wahrhaftig sehr er-kaunt! — Ihr Sohn wird Ihnen Ehre machen!“

Ein Zuschauer hob, neugierig ge-macht, das fortgeworfene Telegramm auf und fand darauf nur den Ver-merl:

„Wolfgang Amadeus Mozart, ge-boren in Salzburg im Jahre 1756.“

wollen, was haben Sie zu Ihrer Ver-theidigung vorzubringen?“

„Bitt' diehlmal's un Entschuldigung, Herr Amtsrichter“, entgegnete Obermaier in aller Demuth, „aber Sie wer-den's vielleicht begreiflich finden, die Aufregung war zu groß, es war eben der erste Bock, den ich geschossen hab.“

„Und dieses hier“, entgegnete der Amtsrichter ruhig, indem er sein lächelnd das corpus delicti, das Zwanzig-marlstück, das aus dem Tische vor ihm lag, mit zwei Fingern in die Höhe hielt und es dem Fremder zeigte, „dieses hier, mein lieber Obermaier, das war der zweite Bock!“

Ein Konzert zu Zeiten Ludwig XV.

In der Rue St. Honoré zu Paris brängten sich am Charfreitag Abend des Jahres 1764 Staatskutschen und Tragkähle der eleganten Welt noch mehr als sonst. Das für den traglichen Abend angeblidigte Konzert bedeutete ein Ereignis: zwei Wunderkinder, ein Mädchen und ein Anabe, sollten öffent-lich auftreten, nachdem sie bisher nur vor dem Hof und anderen allerhöchsten Herrschaften gespielt hatten. In großer Zahl war das Publikum erschienen, um des, wie man versicherte, seltenen musikalischen Genusses theilhaftig zu werden. Mr. Daine Barrington, einen zur Zeit einflußreichen, als besonderen Günstling des Königs bekannten Eng-länder, führte noch ein anderes Motiv in die Nähe der Ränstler. Er war der Ansicht, das als Anabe erscheinende Kind, dem die Hauptbewunderung galt, da es mit geradezu bewundernswürdiger Meisterschaft die Geige handhabte und dessen Alter auf acht Jahre angegeben war, sei in Wirklich-keit ein Mädchen und etwöchlich älter.

Dieser Verdacht harntändig festhalten, war Mr. Daine hohe Beiden eingegan-gen. Nun galt es, den Betrug zu ent-decken.

Unter stürmischem Beifall betraten die jungen Virtuosen die Estrade: Ein reizendes Mädchen von ungefähr zehn Jahren, bescheiden mit niedergeschla-genen Augen, in welchem gestidten Kleidchen, geleitet von einem älteren Herren, macht eine wohlgeschulte Ver-beugung und setzt sich an das Klavier.

Darauf allein, ohne je Fährung, ein kleines, nach allen Regeln der her-schenden Mode frisiertes, gepudertes Herchen. Lächelnd grüßt der Anabe die Menge, und das Konzert beginnt mit einer von dem Kinde selbst kom-pozierten Sonate.

Der Erfolg des Abends übertraf alle Erwartungen. Auch die Künstler waren beglückt und befriedigt, voller Freude sielen Vater und Kinder ein-ander in die Arme. Da tritt der wüß-beigieriger Mr. Daine zu der Gruppe.

„Ich möchte Sie wohl etwas fragen“, wendet er sich an den Vater. „Ganz zu Euren Diensten“, erwi-derte dieser.

„Nun, dann grad' heraus“, die Ge-rosenen des Fragestellers waren mit-terweile auch hinzugegetreten, „trägt der Anabe wirklich Kleider, die seinem Geschlechte entsprechen?“

„Aber natürlich!“ beeilte sich der Ge-tragte zu erwidern. „Und ich glaube das Gegenheil, nämlich, daß es ein verteidetes Mäd-chen ist.“

„Euer Gnaden täuschen sich. Wel-ches Interesse sollte ich auch haben?“ „Dasjenige, es so jünger erscheinen zu lassen und dadurch das Wunder seiner Leistungen zu erhöhen.“

Der deutsche Musiker — denn ein solcher war der Vater des Wunder-kinde — begann unwillig zu werden. „Was ich Euer Gnaden gefagt habe, ist die lauterer Wahrheit; übrigens, wir haben Empfehlungen: Der Erz-bischof —“

„Der Erzbischof kann sich ebenfalle täuschen —“

„Das soll heißen, ich hätte ihn ge-täuscht! — Aber dann wäre ich ja ein Betrüger.“

„D nein“, meinte Mr. Daine be-gütigend, so etwas ist noch kein Betrug, das ist nur — Geschicklichkeit. — Ich habe hoch gewettet, und es soll Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie mir den Tauschpreis des Kindes verschaffen. Eine Anfrage in München, die ich kürzlich absandte, ist noch unbeant-wortet geblieben.“

„So halten Sie mich also für einen Abenteuerer“, brauste der ganz aus der Fassung gebrachte Musiker unwillig auf; vielleicht würde er noch mehr ge-sagt haben, wäre nicht ein Heubild mit der gerade aus München eingetroffe-nen Antwort erschienen.

Schnell überflog Mr. Daine den Inhalt und wandte sich bald darauf, indem er das Papier zusammengeballt beiseite warf, an seine Begleiter mit den Worten: „Meine Herren, ich habe die Wette verloren; wenn Sie mir fol-gen wollen, werde ich mich meiner Ver-pflichtungen Ihnen gegenüber sogleich entledigen.“ und zu dem Vater: „Ich bin erkaunt, — wahrhaftig sehr er-kaunt! — Ihr Sohn wird Ihnen Ehre machen!“

Ein Zuschauer hob, neugierig ge-macht, das fortgeworfene Telegramm auf und fand darauf nur den Ver-merl:

„Wolfgang Amadeus Mozart, ge-boren in Salzburg im Jahre 1756.“

Ein Götz von Berlichingen im Alterthum.

Gewöhnlich nimmt man an, daß der streiklustige Held des Goethe'schen Drama's auf einen ganz neuen Ge-danken gekommen sei, als er seine bei der Belagerung Landshuts verlorene Hand 1505 durch eine eiserne, selbst angefertigte, ersetzen ließ, daß er also zu unseren Lebzeiten sich unzwiefelhaft ein Patent dafür hätte auswirken kön-nen. Aber auch hier trifft der Spruch Veni Alas zu: Es ist Alles schon da-gewesen. Denn ein alter römischer Schriftsteller berichtet Folgendes: „Die Frage, wer von allen Menschen der tapferste gewesen, möchte schwer zu be-antworten sein; gewiß aber kann man nicht leicht einen anderen dem L. Ser-gius vorziehen. Bei seinem zweiten Selbstzuge verlor er die rechte Hand; in zwei Feldzügen erhielt er 23 Wunden und konnte deswegen keine Hand, seinen Fuß mehr recht gebrauchen, und machte doch, mit Unterstützung eines Sklaven, noch viele Feldzüge mit. Zweimal ward er von Hannibal gefangen, zweimal entwich er aus den Fesseln; zwanzig Monate lang wurde er unaufhörlich in Fesseln bewacht. Mit der linken Hand allein kämpfte er viermal, und zwei Pferde wurden unter ihm getödtet. Er ließ sich eine rechte Hand von Eisen machen und half, mit dieser fesseln, Tremora entsetzen, Placentia vertheidigen, zwölf Mal feindliche Lager in Gallien erstür-men. Und welchen Ruhm würde er erworben haben, hätte er nicht immer gegen den Hannibal kämpfen müssen, zu einer Zeit, wo sich die Römer meist nur Schande ersanken! Andere Hel-den haben Feinde besiegt; Sergius hat selbst das Schicksal überwunden.“

Da die Kriege mit Hannibal im Anfange des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt endeten, so hatte also Götz von Berlichingen schon vor 17 Jahrhunderten einen Vorgänger besessen. Uebrigens wurden im Au-gust 1834 beim Bau der jamaen Brücke in Alt-Ruppin tief im Bette des Rheins die Leberreste eines wohlgeschin-lich im Kampfe von der Brücke geflüz-ten Ritters gefunden, die in einem Sporn, einem Schwerte, mehreren Hufeisen seines Pferdes und einer eisernen Hand bestanden. Nach der Form und Arbeit des Schwertes und Sporns stammten diese Alterthümer aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts her, und es war die Auffindung dieser Gegenstände, be-sonders der Hand, um so wichtiger, da die letztere, der Berliching'schen Hand in ihrem Mechanismus außerordent-lich ähnlich, fast ein ganzes Jahrhun-dert älter als diese ist. Also selbst für Deutschland war dieser Erfolg der Hand keine Neuheit mehr.

Die Romaden von Niederland.

Unter diesem Titel ist dieser Tage eine kleine Schrift von Alex. von Nanch in Geertruidenburg erschienen, als Er-gänzung stehen auf dem Umschlag noch die Worte: „Entwühlungen aus dem Leben der herumziehenden Krämer, altes Hausier und Bettler.“ und der Verfasser gibt hier seine reichen persön-lichen Erfahrungen und Beobachtungen in mitunter äußerst drastischer und in-teressanter Darstellung zum Besten.

Diese Romaden retruitieren sich aus fast allen Klassen und Berufshänden des Volkes, man findet unter ihnen frühere Offiziere, heruntergelommene Adolanten, ansehnliche Kaufleute, höhere Be-amten, ja, der Verfasser will keinen Eid darauf ablegen, daß unter ihnen nicht auch Angehörige des alten niederländi-schen Adels vorkommen. Der Uneinge-weihete macht sich gar keinen Begriff von den Einnahmen dieser Landstrei-cher: bei einem der zahlreichen Schlem-mefeste, bei denen zum Schluß hoch gespielt wird, kam einer der Anwesen-den auf den Gedanken, jeder der 21 Tischgäste solle die Summe, die er an diesem Tage von den „Runden“ ein-kaufft habe, auf den Tisch legen, und da ergab sich, daß ein früherer Schul-meister die Summe von 117 Gulden vorzeigen konnte, von der allerdings 34 Gulden für den Anlauf von Waa-ren abgezogen werden mußten, so daß aber immer noch ein Reinerdienst von 83 Gulden blieb!

In ihrem Absteigequartier, im „Sil-bernen Stern“ in Geertruidenburg, machen sich die Gäste gewöhnlich am Montag Abend einen guten Tag; neben einem fetten Ruchtopf werden zahlreiche andere Fleischspeisen auf-gesetzt, Röde mit Eiern, Haringen, Büdlingen, Käse, feinem Weißbrod, dem feinsten Zwiebad, allen möglichen Bod- und Zuderwerk, stehen auf der Tafel, dabei fließt Bier, Geneeer, Stognal wie aus einem unerschöpfaren Brunnen, und der Verfasser erklärt, daß diese Bettler geringeres Essen, mit dem sich eine Bürgerfamilie begnügen würde, gar nicht berühren. Ein Mi-meister dieser Gattung, der mit Schrei-materialien haust! und dessen Frau Strafenleder singt und bettelt, ver-zehre als Abendbrod in dem genann-ten „Silbernen Stern“ 1 Kiloogramm seines Weißbrod und 18 Pfunde Eier. Ein besonderer Typus dieser Gilde wird in dem „Soden-Linus“ vorge-führt. Dieser alte Trunfensold, der zwar Alles, dessen er bei den Bauern habhaft werden konnte, mitlaufen ließ, hatte sich auf die Spezialität, Soden und Strümpfe zu betteln, verlegt; er hatte es darin zu solcher Fertigkeit ge-bracht, daß er an einem einzigen Tage

manchmal 30 Paar im Korbe auf seinem Rücken nach Hause trug. Einige Paare wurden des Abends in Geneeer umgekehrt oder er bezahlte sein Schlaf-geld damit, die übrigen nahm er mit nach Hause, wo Frau und Tochter sich Röde davon machten, die Röcher in den Fenstern und selbst im Dach damit zupfosten oder sie auch als Brennma-terial benutzten; als er starb, lag er auf einem aus Soden und Strümpfen gemachten Bett. Seinen Hauptzweck, gütige Menschen zu bestimmen, solchen Bettlern stets die Thür zu weisen, wird der Verfasser aber schwerlich erreichen.

Moderne Domestiken. „Bitte um täglich zwei Stunden frei, ich muß zu meinem Porträt sitzen.“

Immer gerüstet. „Herr Professor, es wünscht Sie Jemand am Telephon zu sprechen.“

Professor: „Führen Sie ihn ein-stweilen in den Salon — ich komme gleich!“

Wunderbar. „Wunderbar, Wunderbar, mir gelingen auch nach dem besten Kochbuche alle Speisen schlechter als meiner Köchin, die gar nicht lesen kann.“

Einzige Erklärung. „Denken Sie sich, mein Onkel hat München besucht und das Hofbräu-haus nicht gesehen.“

Münchener: „Also is er glei' auf dem Bahnhof gestorben?“

Furchtbare Prognose. „Sachse: „Das ist einfach eine Be-leidigung, wenn Sie mir nicht glau-ben wollen, was ich Ihnen sage. — Wenn Sie wünschen, gede ich's Ihnen grün auf roth!“

Der Korporal. „Man macht eben immer mehr Fortschritte, Leibfuchs! . . . Im zweiten Semester habe ich noch genougt, wo die Universität liegt; im vierten weiß ich das nicht mehr!“

Der erste Beweise. Dienstmädchen (der die jungverheirathete Gnädige die Aussteuer zeigt): „Ach und die Menge Porzellan: bis wir das aber mal alles zerbrochen haben, gnä' Frau.“

Notice. Er (Luftspiel-Dichter): „Was? Du ziehst Dich an zur Soiree bei Maier's, ich hatte aber doch abgeschrieben.“

Sie: „Ach? Abgeschrieben hast Du? Nun, das konnte ich mir ja eigentlich denken, Du kannst ja nichts als nur immer abschreiben!“

Am Künstlerhamntisch. Schlechter Schauspieler: „Denk' Euch, Kinder, heute Nacht träumte mir, ich hätte den Hamlet gespielt. Einfach großartig!“

Kritiker: „Gott sei Dank, daß mir nicht träumte, ich hätte das ansehen müssen! Einfach schrecklich!“

Im Kaufprojek. Richter: „Wie ist denn nun die Kauferei eigentlich entstanden, Huber-bauer?“

Angeklagter: „Ja, Herr Richter, wenn ich das wüßte, wir hätten unsere Gläser aufgehoben, un anzuhöhen, und auf einmal . . . ja, da haben wir nur noch die Hentel in der Hand ge-habt!“

Schreibtrampf. Die Schriftstellerin ist ein Erbschler der Familie Kriehler. Die zwei Töchter schreiben Gedichte, die kein Mensch druckt; die Söhne schreiben Stücke, die kein Mensch aufführt und die Mutter schreibt Romane, die kein Mensch liest. — Und der Vater? — „Der schreibt Checks, die kein Mensch jaßt.“

Auch ein Zustand. A.: „Mensch, Du Da siehst ja hundsgemein aus, was fehlt Dir denn?“

B.: „Ach, mir ist noch ganz menä-gerie, gestern Abend Schafstopf ge-spielt — Schwein gehabt — Bod getrunten — Spiz erwischt — Affen nach Hause gebracht — heute schen-lichen Rater — brrrr!“

Der „Nichtige“. „Was schaust Du so gedankenvoll in's Weite?“

„Ich warte, daß der Nichtige kommt!“

„Küchliche Romanprose! Bei den heutigen Zeiten muß ein Mädchen froh sein, wenn überhaupt Einer kommt; ob es der „Nichtige“ ist, hat sie Zeit zu untersuchen, bis er sie gebräut-iget hat.“

„Was schaust Du so gedankenvoll in's Weite?“

„Ich warte, daß der Nichtige kommt!“

„Küchliche Romanprose! Bei den heutigen Zeiten muß ein Mädchen froh sein, wenn überhaupt Einer kommt; ob es der „Nichtige“ ist, hat sie Zeit zu untersuchen, bis er sie gebräut-iget hat.“

„Was schaust Du so gedankenvoll in's Weite?“

„Ich warte, daß der Nichtige kommt!“

„Küchliche Romanprose! Bei den heutigen Zeiten muß ein Mädchen froh sein, wenn überhaupt Einer kommt; ob es der „Nichtige“ ist, hat sie Zeit zu untersuchen, bis er sie gebräut-iget hat.“

„Was schaust Du so gedankenvoll in's Weite?“

„Ich warte, daß der Nichtige kommt!“

„Küchliche Romanprose! Bei den heutigen Zeiten muß ein Mädchen froh sein, wenn überhaupt Einer kommt; ob es der „Nichtige“ ist, hat sie Zeit zu untersuchen, bis er sie gebräut-iget hat.“

„Was schaust Du so gedankenvoll in's Weite?“

„Ich warte, daß der Nichtige kommt!“

„Küchliche Romanprose! Bei den heutigen Zeiten muß ein Mädchen froh sein, wenn überhaupt Einer kommt; ob es der „Nichtige“ ist, hat sie Zeit zu untersuchen, bis er sie gebräut-iget hat.“